

Paul Gruber

BG/BRG Rebberggasse, Feldkirch

Betreuung durch Christian Geismayr

Thema 3

Sicheres Wissen ist uns versagt. Unser Wissen ist kritisches Raten; ein Netz von Hypothesen; ein Gewebe von Vermutungen. Diese Einsicht mahnt zu intellektueller Bescheidenheit.

Karl Popper: Logik der Forschung, 1935. Zitiert aus: Reininger, Robert; Nawratil, Karl: Einführung in das philosophische Denken, 1985, S. 76

Wollte man die moderne Philosophie in wenigen Worten umreißen, so müsste man wohl weniger von den vielfältigen Unterschieden sprechen, die die mannigfaltig aufgefächerten Bewegungen dieser Zeit zu Tage brachten, als vielmehr von den ihnen gemeinsamen Problemen. Denn ganz gleich, welche der Schulen und Richtungen man anführen sollte, ob den Logischen Positivismus, die Postmoderne, den Strukturalismus, alle kranken sie an denselben blinden Stellen. Sogar diejenigen Denker, die sich vorgenommen hatten, diese moderne Problematik zu überwinden, wie Wittgenstein oder Heidegger, waren eben dadurch von ihnen geprägt. Worin aber besteht dieser rote Faden, der der neuzeitlichen Philosophie sozusagen eine Familienähnlichkeit verleiht? – Man könnte ihn eine fast schon schizophrene Einstellung nennen, denn zum einen wird zwar dem menschlichen Geist derart misstraut, dass man ihm ein Erkennen der Dinge an sich oder gar die Fähigkeit zur Metaphysik abspricht, zum anderen aber verschwindet hierdurch die Natur im Denken und der eigentlich in seine Schranken verwiesene Geist nimmt die Position im Zentrum der Welt ein. So betrachtet sind der Verständnis-Optimismus eines Fichte und die Metaphysikfeindlichkeit des Wiener Kreises nur zwei Seiten derselben Medaille.

Auch Karl Popper lässt sich, wie nicht anders zu erwarten, in diese moderne Tradition einreihen. So schreibt er etwa: „Sicheres Wissen ist uns versagt. Unser Wissen ist kritisches Raten; ein Netz von Hypothesen; ein Gewebe von Vermutungen.“ Was hierbei interessiert, ist aber weniger Poppers eigene Antwort auf diesen Gedanken, sondern vielmehr einer der Grundzüge der neuzeitlichen Mentalität, der sich in ihm manifestiert. Die Frage ist sozusagen im Grunde eine nach der Berechtigung des modernen Geistes, was hier auch heißt: nach der Berechtigung des grundsätzlichen Zweifels.

Schon zu Beginn aber muss man feststellen, dass ein absoluter, ein alles miteinbeziehender Zweifel, eine Utopie ist: Der Verstand braucht, um überhaupt fragen zu können, einen festen Boden, der den Zweifel selbst zu tragen vermag: Ein Mensch ohne Prämissen, gleich ob er sie nun aus dem Bezirk des Verstandes oder aus der Erfahrung nimmt, wird niemals eine skeptische Einstellung einnehmen können. Der Zweifel hätte für ihn keinerlei Sinn, da ihm die Möglichkeit fehlte, diesen entweder zu bestätigen oder aus der Welt zu schaffen. Wozu aber könnte er dienen, wenn nicht zur Erkenntnis? – Aus eben diesem Grund schreibt Wittgenstein in einem der späten und vielleicht auch schönsten seiner Bücher, *Über Gewissheit*, der Zweifel sei wie eine Tür, die nur schwingen könne, wenn sie in festen Angeln ruhe.

Wie aber könnten diese fixen Punkte, diese Gewissheiten beschaffen sein? Im selben Werk heißt es, der Grund der Gewissheit liege im Gebrauch. Was damit gemeint ist, ist die schlichte Erkenntnis, dass man sich dessen gewiss sein könne, das zu bezweifeln in der Praxis gar nicht erst *möglich* sei: Wenn ich etwa frage, ob es denn *wahr* sei, dass es die Wahrheit nicht gebe, wie wollte man mir antworten, wenn nicht, dass ich ja *so* gar nicht erst fragen könne?

Nun gibt es aber aus der Philosophiegeschichte einen Einwand, den man nicht auf die leichte Schulter nehmen oder gar beiseitelassen darf – nicht nur deshalb, weil er von so großen und bedenkenswerten Geistern erhoben wurde wie Zhuangzi, Nietzsche oder auch den Schulen des chinesischen Buddhismus. Er lautet: „Nun, es stimmt zwar, dass man *in* der Lebenspraxis nicht sinnvoll von Gewissheiten absehen kann, aber warum sollten denn nicht das Leben und das Bewusstsein selbst die letzte und größte Unwahrheit sein?“ Haben wir hier aber nun philosophiegeschichtliche Größen gegen uns aufgestellt, so wollen wir nun auch Platon, Aristoteles und Thomas von Aquin zum Beistand herbeirufen.

So können wir mit allen dreien zunächst anführen, dass der Geist niemals allein und getrennt von den Dingen sein kann: Sowohl Aristoteles als auch Platon lehren, dass das Wesen des Daseins in einer bewussten Bezogenheit zur Welt bestehe: Das Denken und Wahrnehmen verhalten sich hier wie das Wort, das erst durch den Bezug zu einem Seienden von einem bloßen Hauch zum Begriff wird. Könnte man aber sinnvoll von Wahrnehmung und somit von Leben sprechen, wenn man beides für einen grundsätzlichen Trug hält? Und könnte nicht auch die Täuschung nur bestehen, wenn sie einem wirklichen Begreifen gegenüberstünde? – Wesentlich ergiebiger aber scheint noch der Gedanke Thomas von

Aquins und der scholastischen Tradition von der Wahrheit der Dinge zu sein: Wenn wirklich jedes Seiende ein *choriston* ist, also ein jedes etwas *Bestimmtes* sein muss, so ist davon auszugehen, dass es auch zum Wesen des Seienden gehört, bestimmbar zu sein. Man kann also, wie die Philosophie des Hochmittelalters es tat, die Worte *Sein* und *Offenbar-sein* beliebig austauschen, denn sie bezeichnen dasselbe: Es ist Teil des Wesens des Seins, erkennbar zu sein.

Keinesfalls aber darf man, wie es oft geschah, Thomas für einen spitzfindigen und weltfernen Scholastiker halten, ergeben sich doch auch praktisch bindende Schlüsse aus diesem Satz. – So lässt er etwa Thomas dem Satz des Aristoteles vom Anfang der Metaphysik zustimmen, dass es sowohl einfach sei, zur Wahrheit zu gelangen, weil man nicht völlig danebengreifen könne, als auch schwierig, weil keiner die nötige Sorgfalt und Genauigkeit in der Überlegung besitze. Die Offenbarkeit – oder, wie Thomas oft sagt, die Lichtheit – der Dinge aber spornt an, mit aller Kraft diese Hürde zu überwinden. Ein allzu strenger Skeptizismus dagegen, wie man ihn auch im obigen Zitat Poppers findet, bringt mehr Resignation mit sich als wirklichen Forschungsdrang, während die Gedanken Thomas' oder Platons zu einem hartnäckigen Fragen wie einem ehrfürchtigen und unabwendlichen Blick auf die Welt führen.

Doch warum diese Ergänzung, warum die Ehrfurcht, die Hesiod neben der Erziehung zur Wurzel der Gerechtigkeit machte? – Hierzu muss zunächst gesagt werden, dass es die größte Wohltat des Thomismus ist, alle Extreme zu meiden und in jedem der eigenen Ansicht noch so widersprüchlichen Gedanken seinen wahren Kern zu suchen. Nicht nur widersteht er den Versuchungen des Skeptizismus, ebenso frei ist er auch von einem aufklärerischen Wissens-Optimismus: Hier gälte es wiederum Popper zuzustimmen, der intellektuelle Bescheidenheit verlangte.

Widerspricht dies nun aber nicht allem vorhin Gesagten? Ein solch offensichtlicher Fehler könnte Thomas doch schwer zuzutrauen sein. – Und wirklich nennt dieser die Offenbarkeit der Dinge selbst die Quelle ihrer Unergründlichkeit: Dass wir aber das Wesen nicht einer einzigen Mücke vollends begreifen könnten, liegt nicht an einer grundsätzlichen Inkommensurabilität zwischen Geist und Ding, sondern vielmehr an der Unauslotbarkeit und Unerschöpflichkeit des Seins. – Wir seien wie der Nachtvogel blind angesichts der unendlichen Lichtheit – was heißt: Wirklichkeit – der Dinge.

Um den Kreis zu schließen und wieder zum Beginn unserer Betrachtung zurückzukehren, erlauben wir uns folglich, Popper in einem Punkt zuzustimmen, in einem anderen zu korrigieren: Zwar ist uns zum einen Gewissheit nicht versagt, sondern im Gegenteil vom Wesen des Seienden gestattet, zum anderen aber muss dem Satz von der intellektuellen Bescheidenheit beigestanden werden. – Doch denke ich, dass Bescheidenheit hier vielleicht das falsche Wort ist, vielleicht trifft Ehrfurcht eher den Kern der Sache.